

Von der Übertragung des landschaftlichen Gartensils auf den Städtebau

(1911)

Drei Grundeigenschaften des in Deutschland unter der Hand unserer Gärtner und Garteningenieure verwilderten landschaftlichen Gartens sind verderblich geworden bei der Übertragung auf die Anlage der Vorstädte und Villenviertel heutiger deutscher Städte, der Hügelcharakter und der mit allen Mitteln erstrebte Schein von Unberührtheit und Unendlichkeit.

Während die ältesten deutschen Parke von landschaftlichem Charakter, wie die bei Dessau und der Englische Garten in München, der Natur noch keine Gewalt antaten und die Ebene als Ebene beließen, wo sie einmal vorhanden war, hat sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mehr und mehr die Nachahmung hügeligen Geländes durchgesetzt. Alle Gartenarbeit pflegt mit der Erdbewegung einzusetzen. Wo ebene Flächen vorhanden sind, werden sie in Mulden und Abhänge verwandelt.

Die Scheu vor der Fläche hat die Wirkung der Architektur auf das schwerste geschädigt. Wir haben uns an vielen Orten daran gewöhnt, daß einzeln stehende Häuser auf einer hügeligen Anschüttung stehen müssen. Ich erinnere mich deutlich des tiefen Eindrucks, den mir alte Landhäuser machten, als ich zum erstenmal mit Bewußtsein empfand, daß sie sich von einer Fläche erhoben. Es war mir beim Anblick des elementaren Gegensatzes der senkrecht aufsteigenden Massen zu der ebenen Fläche, als hörte ich Musik. Und wenn es in unseren Vorstädten nur Anschüttungen von wenigen Fuß sind, auf denen die Häuser zu stehen scheinen, das natürliche Verhältnis ist gefälscht.

Mit Begier wird die Gelegenheit benützt, das Haus auf einen wirklichen Abhang über die Straße zu stellen, und alle Mittel werden

aufgeboten, diesen Abhang hoch und steil und als ein Stück Natur mit Wegen erscheinen zu lassen. Rücksicht auf die Bemüßbarkeit oder gar Bewohnbarkeit dieses Stück Gartens kommt im Prinzip nicht in Frage. Ich kenne viele solche Gärten und öffentliche Anlagen, und ganz neu angelegte, in denen die Wege aus Rücksicht auf den Ablauf der Regenwässer so verzwickte Profile haben, daß ältere Leute nicht ohne Gefahr ihren Fuß drauf setzen. Trotz dieser natürlichen Unnatur der Wegeführung muß für das Regenwasser doch noch ein gemauerter Mauerstein die Wege begleiten und niemand scheint die Unnatur solches glatten spiegelnden Fliesenstreifs in der freien Landschaft zu fühlen. Wieviel natürlicher wäre da die Treppe, der der Landschaftsgärtner aus dem Wege geht, als wäre ihre Anlage ein Verbrechen.

Der unromantische Städtebauer würde, wo es möglich ist, die Straße nicht unmittelbar an einem solchen Abhange entlangführen, sondern trachten, den Abhang möglichst weit hinter die Häuser zu bekommen. Und wo eine Straße gezwungenermaßen an einem Abhang entlangführt, hat in gesund und nicht romantisch empfindenden Zeiten der Anbauer den Abhang in Terrassen und Treppen aufgelöst. Es ist sehr lehrreich, daß ein solches System von Terrassen sich selbst bei uns in der Tiefebene und zwar noch nach 1850 entwickelt hat, wenn einmal der seltene Fall eintrat, daß ein Hügelgelände um diese Zeit von kleinen Leuten besiedelt wurde. Um 1840 gab es in Blankenese erst wenige Häuser, und auf den Bildern aus jener Zeit zeigen sich kaum die ersten Spuren von Terrassen. In meiner Jugend, als das nach 1840 reich besiedelte Gelände unter der Modernisierung noch nicht gelitten hatte, waren alle Hügellehnen in Terrassen mit Gärten aufgelöst.

* * *

Aus dem Wunsch, die Landschaft künstlich zu bilden, daß sie von der Hand des Menschen unberührt erscheint, entsteht die Forderung, daß in Vorstädten ländlichen Charakters die geschlossene Häuserwand aufzugeben ist. Die Häuser sollen dafür lose in die Landschaft gestellt erscheinen. Das hat Sinn, wo sie in erheblichem Abstand bleiben

Können. Aber bei engerer Bebauung führt es zu der Komik und der Unerträglichkeit des sogenannten Bauwuchs, das heißt der Vorschrift, daß die Häuser einen Raum von vier Metern zwischen sich freilassen müssen. Es ist viel gegen diesen Unfug geschrieben, der von der anderen Seite mit unzähligen Gründen verteidigt wird. Aber er ist immer noch Evangelium, auch wo er bei schmalen Grundstücken die Häuser unerträglich in die Höhe zwingt, während bei vier Meter Breite mehr eine unendlich günstigere Grundrißbildung, ein unvergleichlich höheres Behagen des Wohnens sich erzielen ließe. Sehr belustigend ist es, daß die Bewohner solcher Straßen mit dem Bauwuch doch sehr bald gezwungen werden, die Geschlossenheit der Straßenwand nachträglich durch Planken zwischen den Häusern wiederherzustellen, da die enge Schlucht zwischen den Häusern so viel Zug schafft, daß weder der Vorder- noch der Hintergarten benutzbar und der Hauseingang an der Seite ein Zugloch wird. Anderswo werden beim ersten Umbau die Windfänge der seitlichen Eingänge in den Bauwuch verlegt und machen dadurch die „landschaftliche“ Wirkung illusorisch. Übrigens spürt man jetzt, wo die Vorgärten wegen ihrer unpraktischen Anlage und Unbewohnbarkeit nicht benutzt werden, die schlimmen Folgen des Bauwuchs lange nicht so scharf, wie es in einigen Jahren der Fall sein wird, wenn man die Gärten wieder mit Hecken eingefast und zum Bewohnen eingerichtet haben wird.

Furchtbar wirkt, wenn man sichs klar macht, die Anebelung, die Bauwuch und Baulinie zusammen auf die Bebauungsart ausüben. Für das Haus gibt es da nur einen einzigen Platz auf dem Baugrunde. Und dieser Platz reißt das Grundstück völlig auseinander. Was könnte man selbst aus den schmalen Hamburger Baublöcken der Vorstädte machen, wäre eine größere Freiheit für die Lage des Hauses gestattet. Die Folge ist eine unsagbare Eintönigkeit und Langeweile. Der Drang nach Abwechslung und Individualisierung kann sich nur an der Klebe-architektur der Fassaden austoben. All dies Elend entspringt in letzter Linie der Fiktion von der Unberührtheit der landschaftlichen Unterlage.

In Unberührtheit schwelgt der moderne Städtebauer, wenn er

irgendwo bei der Straßenführung eins der (heute schon berüchtigten) Schnitzelchen in der beliebten Form eines kleinen Dreiecks übrig behält. Hier wird durch einen kleinen zementierten Teich, dessen zwei kleine Hälften durch einen kleinen Kanal — mit kleiner Brücke — verbunden sind, durch einige Findlingsblöcke und eine Hügelanschüttung oft genug inmitten hoher Zinshäuser unberührte Landschaft gemimt. Und hier wird auch allseitig die Absicht, ein Stück Anlage zu schaffen, das wie ein Nest übriggebliebener Urlandschaft wirken soll, zugestanden. Alle Grünanlagen in städtischem Gelände sollen wirken wie ein Stück unberührt stehengebliebener vormenschlicher Natur. Aber wohl gemerkt, nicht der früher vorhandenen Natur, sondern einer idealen, dem Charakter des Hügelgeländes entsprechenden. Diese Theorie ist überaus gefährlich. Ihre Romantik hat dazu geführt, daß solche kleine formlose und unbrauchbare Schnitzel, die man in unromantischer Zeit nie geduldet hätte, in neuen Bebauungsplänen mit entschiedener Vorliebe ausgespart werden.

In der Behandlung der St. Georger Uferanlagen an der Außenalster hat die Herstellung der Unberührtheit wohl den Gipfel ihrer Leistungsfähigkeit erreicht. In der rasch wachsenden Stadt mußte die Uferstraße erheblich verbreitert werden. Die alte Straße war erst im neunzehnten Jahrhundert angelegt worden, aber noch in der alten Überlieferung. Sie war sehr einfach und sehr schön. Ein langer Kai, eine Allee, deren geschorene Kronen vom ersten Stock der Häuser wie ein flacher grüner Rasen wirkte und die Aussicht über den See mit den lieblichen waldigen Gartenufern ungestört ließ, während die Zweige den Weg auf der Kaimauer weit und behaglich überschatteten. So konnte man eine Viertelstunde am See entlang gehen, hatte die Wasserfläche zu den Füßen und den weiten Wasserpiegel als eine ruhige große Fläche vor sich. Ganz am Ende der Uferstraße sprang eine Art Bastion, mit Bäumen bepflanzt, in die Wasserfläche hinein. Diese Bäume waren in der Höhe der Alleebäume geschoren, so daß der untere Zusammenhang der Mauern mit dem Kai sich oben wiederholte, wo die Allee sich einfach auf die Bastion hinaus begab. Eine Bank auf diesem Vorsprung lud zum Ausruhen und zum Rundblick

ein. Die Anlage hatte etwas Selbstverständliches, und ich erinnere mich noch ganz genau, wie gern ich als Kind hingegangen bin und den Anblick der Wasserfläche von dieser Raimauer aus genossen habe. Von keiner anderen Stelle, das wußte ich, sah sie so groß aus.

Bei der Verbreiterung der Straße hätte es nahe gelegen, das Motiv einfach zu wiederholen, um so mehr, da die Bewohner ihr Recht auf das Scheren der Allee nicht fahren lassen wollten. Denn auch ihr Erdgeschloß wurde durch die dünne Laubdecke nicht verdunkelt wie durch schwere ungeschorene Baumreihen am Haus. Eine zweite breite Fahrstraße, ein neuer breiterer Spazierweg auf der hinausgeschobenen Raimauer am Wasser, die Hinausschiebung und entsprechende Vergrößerung des quadratischen Bollwerks — und die Lösung wäre kaum als etwas Neues empfunden worden.

Aber sie hätte dem Naturgefühl des modernen Gartentechnikers nicht entsprochen, denn sie wäre eben Kunst gewesen und hätte gegen das Axiom von der Unberührtheit verstoßen.

Diese Unberührtheit ist dann künstlich hergestellt worden.

Eine breite Fahrstraße wurde in geschlängelter Linie vor die alte Allee der Uferstraße gelegt. Bald drängt sich eine Kurve bis dicht an den alten Spazierweg unter den Bäumen, bald entfernt sie sich ausweichend und läßt ein mißförmiges Stück Gelände frei. Nach dem Wasser ist der Fahrstraße ein breiter Spazierweg angefügt, der dieselben Kurven macht, aber nicht mit einem Kai, sondern mit einer Rasenböschung zur Wasserfläche übergeleitet wird. Diese Rasenböschung soll das alte unregelmäßige Seeufer nachahmen. Bald ist sie schmaler, bald weitet sie sich und nimmt noch Nebenwege auf, an einer Stelle ist ihr eine lange schmale Insel vorgelagert, an einer anderen hebt sie sich hügelartig und sperrt die Aussicht.

Daß diese Anlage mit der alten Allee vor den Häusern nicht zusammengeht, liegt auf der Hand. Unbehaglichere, jedem gesunden Gefühl heftiger wider den Strich gehende Raumbilder kann keine Phantasie sich erdenken. Wie konnte ein Mensch bei gesunder Vernunft eine solche Anlage entwerfen? Auf diese Frage wurde mir von

einem Fachmann erwidert, die Anlage sei das Natürlichste von der Welt. Nachdem der ursprüngliche, unberührte Zustand des Seeufers wieder hergestellt sei, wirkte die Allee, die leider nicht zu beseitigen gewesen wäre, als hätte man sie künstlich in dieses unnatürliche Ufergelände eingeschritten.

* * *

Die Unendlichkeit und Grenzenlosigkeit gehört zu den urältesten Forderungen, die vom Charakter der unberührten Landschaft auf den des landschaftlichen Gartens und in weiterer Folge auf den modernen Städtebau übertragen wurde.

Das Schwelgen im Anblick unendlicher grenzenloser Gebilde hat mit der Kunst nichts mehr zu tun. Es ist ein romantischer Rauschzustand. Solange der Mensch baut und bildet, hat er den Drang, Grenzen zu setzen und Grenzen zu fühlen. Die Anwendung gehört zu den Grundgesetzen der Kunst.

Und da die Eindrücke, die der Mensch erhält, abhängig sind von seinem eigenen Maß, das die Grenze von zwei Metern selten erreicht, so ist damit gegeben, daß das Maß der Räume, die er noch als gestaltet empfinden kann, nicht sehr hoch gegriffen werden kann. Eine alte Erfahrung lehrt, daß der Innenraum von St. Peter in Rom beim ersten Besuch nicht den erwarteten Eindruck macht, und daß man sich nach und nach erst hineintasten muß durch Vergleiche bekannter Größen, wie der wandelnden Menschen, mit unbekanntem, wie der riesenhaften Engelsputten oder einzelner Riesenstatuen. Wer in Köln aus der Bahn steigt, findet die Domtürme lange nicht so mächtig, wie er erwartete. Gewaltig wirken sie erst aus der Ferne, wo in der Silhouette der Stadt ein Vergleich mit Häusern und Türmen möglich wird oder aus einer der Gassen der alten Stadtteile. Auch die ungeheure Perspektive des Parks von Versailles geht dem Auge schwer ein. Ist es groß, so ist es groß, denkt man, eher gläubig als erkennend gestimmt. Auf der anderen Seite wirken die niedrigen Dünen an der Nordsee räumlich so stark wie Hochgebirge.

In Zeiten mit ganz sicherem Kunstgefühl hat man deshalb große Raumanlagen in kleinere, noch übersehbare und einzeln genießbare Teile zerlegt. So war im alten Hamburg der Garten hinter dem Hause aus dem Blumengarten, dem Gemüsegarten, dem Baumhof aufgeteilt. Jeder Teil war für sich eingezogen und übersehbar, das Ganze wurde durch eine mittlere Perspektive, die die Wände durchbrach, fühlbar gemacht.

Im landschaftlichen Garten werden im Gegensatz dazu alle Kunstmittel aufgeboten, die Grenzen zu verschleiern oder über sie hinwegzutäuschen.

Dieser Grundsatz ist dann ohne klares Bewußtsein aber mit großer Fähigkeit auf die Ingenieurstadt übertragen. Die Gärten werden gegeneinander und gegen die Straße weder durch Mauern noch durch Hecken abgegrenzt. Dafür wird das verschleiernde Gebüsch, das jede Grenze verwischt, eingefügt.

Der eigentliche Grund, weshalb die Hecke selbst im kleinen städtischen Vorgarten aufgegeben wurde, ist, weil sie Grenzen betont. Gerade ihre eigentlich künstlerische Funktion war es also, was ihr die Brauchbarkeit in dem Zeitalter entzog, das nicht Form und Gestalt vom Garten verlangte, sondern Unendlichkeit.

Wer heute die Anlagen an der Außenalster prüft oder die aus verwandtem romantischen Gefühl geborenen grünen Uferstreifen im Projekt der Alsterkanalisierung, wird daselbe Gefühl an der Arbeit finden. Alles fließt ineinander über, nirgend Halt, nirgend Festigkeit, nirgend ein abmeßbarer übersehbarer Raum, nirgend eine Konzentration der Wirkung, alles verschwommen, knochenlos, ungegliedert, überall eine Unendlichkeit und Grenzenlosigkeit von einem halben bis zu zwanzig Metern Durchmesser.

Sollen unsere öffentlichen Anlagen wieder brauchbar und wieder kunstmäßig gestaltet werden, wollen wir wieder brauchbare Bebauungspläne haben, so muß im Garten- und Städtebau gebrochen werden mit den Prinzipien des Hügelcharakters, der „Unberührtheit“ und der Unendlichkeit und Grenzenlosigkeit.